

Eine Bitte um Mitleid.

Für die armen Blumenmädchen und Obstfrauen.

Wien, 15. Juli.

Wir leben in einer Zeit schwerer wirtschaftlicher Sorgen. Jeder Staat und auch jede Stadt ist bestrebt, die Beteiligung mit Lebensmitteln zu verbessern und die Armen und Bedürftigen vor dem äußersten Elend zu bewahren. Massenpeisfragen werden veranstaltet, um den Hunger abzuwehren und durch Verbilligung der Nahrung dem Volke zu dienen. Die Monarchie und das Deutsche Reich sind wie in einer belagerten Festung, und wenn auch die gute Ernte Beruhigung schafft und die besten Hoffnungen für die Zukunft erweckt, sicher bleibt, daß jetzt weniger denn je der Zeitpunkt gekommen ist, die Kleinen und Kleinsten zu drücken und ihnen den kärglichen Unterhalt, den sie sich mühevoll und ehrlich erworben haben, abzuschneiden. Wir möchten das Mitleid für die armen Frauen wachrufen, die nun beinahe Jahr für Jahr, wenn der Sommer kommt, vor der Gefahr stehen, plötzlich brotlos zu werden und ihr Gewerbe zu verlieren. Tum sie denn wirklich so Verwerfliches? Ist es wirklich nötig, sie zu quälen und die Zeit, wo Obst und Blumen das Auge erfreuen, dazu zu benützen, um sie zu verschüchtern und in ihrer Lebenssicherheit zu stören? Haben wir wirklich in dieser Kriegsnot keine dringendere Forderung, als daß Naturblumen, Obst und Gemüse von einigen arbeitenden Frauen nicht mehr verkauft werden sollen? Wahrlich es ist kein leichter Dienst, Stunden um Stunden auch in glühender Hitze auf der Straße zu stehen, mit schwerer Last um den Leib, oft ohne die Möglichkeit, sich zu stützen und auszuruhen. Denn das ist ja ihr Brandmal, das sie von der Bevorzugten, der Sechsten ausschließt: sie haben keinen Stand, sie üben, wenigstens nach der Vorschrift, im Umherziehen ihr Gewerbe aus. Deswegen ist der Kampf wider sie entbrannt. Deswegen soll ihnen der Verdienst genommen werden, und wir sehen, wie in dieser Zeit, wo so viel Grausames geschieht und Millionen sterben und ihre Gesundheit verlieren, doch auch die Härte im Wirtschaftsleben, der Druck des Kleinen auf den Kleinsten nicht verschwindet.

Das Mitleid möchten wir anrufen. Was soll mit diesen Frauen geschehen, wenn ihnen verboten werden sollte, ihr kleines Geschäft weiter zu betreiben? Viele sind nicht mehr jung, sind müde und abgeplagt, viele haben durch den Krieg den Ernährer verloren, den Sohn, auf den sie ihre Hoffnung stellten, den Vatten, der für die Kinder zu sorgen pflegte. Wir möchten die wirtschaftlichen Opfer nicht vermehren; nicht den Verbraucher, der vielleicht gewöhnt ist, bei dieser oder jener Frau sich zu beköstigen, in seiner Auswahl schnüren, nicht die Schärfe des Hausiergesetzes noch empfindlicher machen und der Zunftpolitik lebendiges Menschenjoch zum Opfer bringen.

Grillparzer erzählt scherzend von dem König Prokrustes aus dem Lande Normalien, der alles über einen Leisten schlagen will und den einen ausdehnt, weil er zu kurz, und den anderen verkürzt, weil er zu lang ist. Er hält sein Maß von zwei Schuhen fünf Fuß für die goldene Regel, die einzuhalten ist und versteht gar nicht, wie jemand sich dagegen wehren könne, die schöne Fisser von zwei Schuh fünf Fuß anzunehmen. Ähnlich handeln jene, die den starren Glauben an die Gewerberechte vor den Gedanken an den Einzelnen und sein Schicksal stellen. Bastiat hat in einer köstlichen Satire beschrieben, wie die Lichterzieher zu der Regierung kommen und sie zum Schutze vor der Konkurrenz der Sonne auffordern. Wie viel freie menschliche Fähigkeiten, wie viel Erfindungsgabe, wie viel Unternehmungsgeist entwickelt sich jenseits der Schranken staatlicher Berechtigung, jenseits von Lehrbubenzeit und Gefellenstück. Die größten Erfinder sind wild aufgewachsen, haben nie Univeritäten besucht und niemals schulmäßigen Unterricht gehabt. Ein Spielraum muß dem Auftrieb freier Betätigung verbleiben, wenn nicht der Anreiz für das Neue schwinden und der Geist der Sechsten, der Angekommenen, die sich gegen Verjüngung und Veränderung zur Wehre setzen, übermächtig werden soll.

Die armen Hausierer, gegen die man ebenfalls zu Felde zieht, werden dieses Mal wohl schwerlich begnadigt werden. Es war vor fünf Jahren, als das Abgeordnetenhaus über sie beriet, und die Statthalterei verhängte damals ein fünfjähriges Verbot für Wien. Dennoch ist auch diese Frage nicht so gelöst worden, daß unser Empfinden und unsere Ueberzeugung sich beruhigen könnten. Zu viel Leidenschaft war in den Sätzen des Entwurfes, zu viel Unklarheit in den Bestimmungen, und es ist noch in guter Erinnerung, wie zuletzt ein parlamentarischer Chaos eintrat und das Herrenhaus die unmöglich gewordene Vorlage beiseite schob. Wir glauben, daß ein wenig Milde für diese Stiefkinder des Lebens, für diese armen Teufel, die dennoch gerade in der jetzigen Zeit dem Verbraucher zu Diensten ständen, am Platze wäre.

Aber wir bescheiden uns vorläufig damit, daß man die armen Blumenfrauen in Ruhe lasse und nicht Verbitterung und Elend unter sie verbreite. Sie gehören beinahe zum Anblick unserer Stadt; sie haben sich bei uns eingelebt, ihre Körbe leuchten im Sonnenschein, ihr gutmütiger Zuspruch erheitert und erinnert daran, daß nicht immer der Konsument der Begnadete sein muß, der nach längerem Warten die Ware erhält. Wie hübsch ist der Straßenruf der Lavendelfrauen, wie musikalisch ihre langgezogenen Töne, wie reizend die Bilder aus dem alten Wien, wo die Fratscherin, die Knödelköchin und die Auspielerin zu den beliebtesten Gestalten der Straße gehörten. Es klingt wie ein Märchen, wenn man hört, daß im Vormärz die „Bradelbräterin“ existierte, bei der man Schweinskarbonaden und Sechsteisch um acht oder zehn Kreuzer bekam. Um acht oder zehn Kreuzer! Wir wollen dem Traume nicht nachhängen und in der Gegenwart verbleiben. Aber wenn schon das Vergangene unrettbar verjunken ist, das eine darf noch gefordert werden, daß sie bei den Nachgeborenen ein wenig Achtung und ein wenig Verständnis finde. Burgfrieden für die armen Obstlerinnen und Blumenfrauen! Hilfe für die Bedürftigen, nicht Vermehrung ihrer Zahl! Zusammenschluß aller Stände, nicht Ausspielen des einen wider den anderen; Erleichterung, nicht Erschwerung des Verbrauches! Das ist die Begründung unserer Bitte. Das Leben ist hart und grausam genug, es soll nicht ohne Notwendigkeit noch einige arme Menschen mehr vernichten.